Ein ergötzlicher Streit, Kölnische Volkszeitung. Viertes Blatt. Abend-Ausgabe. Nr. 617, 5. Juli 1899

Die Texte im Neusatz enthalten hin und wieder Übertragungsfehler und das Lay-Out ist auch dem Original nur angenähert. Für wissenschaftliche Zwecke sollte deshalb auf das Faksimile zurück gegriffen werden.
- Lesefreundliche Version weiter unten!

Ein ergötzlicher Streit,

aber mit ernsten Hintergrund, hat sich in einer Reihe von Blättern über Hrn. K a r l M a y , alias Old Shatterhand, alias Kara ben Nemsi Effendi erhoben, den Verfasser unzähliger Abenteurerromane, die sich in Familienblättern und Buchausgaben einen ungeheueren Leserkreis, und nicht bloß unter der Jugend, erobert haben. Der Held dieser Ich-Erzählungen, nämlich Hr. May selbst, geboren zu Hohenburg (sic!) in Sachsen am 25. Februar 1842, kennt alle Weltteile – irren wir nicht mit Ausnahme von Australien – wie seine Tasche, und die unzugänglichsten Länder am besten, das Land des verflossenen Mahdi wie das wilde Kurdistan, die Cordilleren und China, die Sahara wie die nordamerikanischen Savannen; über die arabischen Haddedihn kommandier er ebenso unbeschränkt wie über die edelen Apachen seines Busenfreundes Winnetu (sic!), des „roten Gentleman". Ihm kann keiner! Viele Dutzend Male ist er so gut wie tot gewesen, krumm geschlossen in den Händen seiner Todfeinde, in Grabgewölben eingesperrt, an den Marterpfahl gebunden, in der Wüste verirrt, aber immer wieder kommt er glücklich durch, macht die unzähligen Dummheiten wieder gut, durch die seine Freunde ihn in die Patsche gebracht haben – er selbst ist solchen menschlichen Schwächen nur selten unterworfen – rettet zahllosen Menschen das Leben, siegt in allen Kämpfen, wo bei (es?) auf die Zahl der Gegner meist nicht viel ankommt, schießt sie aber aus Menschenfreundlichkeit lieber in die Beine als durch den Kopf; seine Silberbüchse, sein Bärentöter und sein Henrystutzen verfehlen nie und nimmer ihr Ziel, mit gleich tödlicher Sicherheit handhabt er Tomahawk, Messer und Lasso, und reiten kann er, daß Buffalo Bill rot vor Scham und gelb vor Neid werden möchte.

Wir fügen gerne bei, daß Herr May keine bloßen Schauerromane schreibt. Er ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen auf ethnographischem, geographischem und sprachlichem Gebiete, hat bedeutendes Erfindungsvermögen, schildert zuweilen mit plastischer Anschaulichkeit und besitzt eine gute Portion Humor. An Handlung ist kein Mangel, im Gegeteil, an Spannung ebenso wenig, und in sittlicher Beziehung sind Einwendungen nicht zu erheben. Von der Befriedigung künstlerischer Anforderungen freilich ist wenig die Rede. Die Aufschneidereien des stehenden Helden sind kolossal, die ewigen Wiederholungen ähnlicher Abenteuer wirken auf die Dauer sehr ermüdend, und die Diktion, besonders die Gesprächsführung, ist vielfach nachlässig im höchsten Grade. Wenn Herr May in seiner kuriosen Selbstbeschreibung (Freuden und Leiden eines Vielgelesenen, im Deutschen Hausschatz, 23. Jahrgang Nr. 2) erzählt: „Ich setze mich des Abends an den Tisch und schreibe, schreibe in einem fort, lege Blatt zu Blatt und stecke am anderen Tage die Blätter, ohne sie wieder anzusehen, in ein Couvert, welches mit der Post fortgeht", so ist man versucht, ihm das zu glauben. Desgleichen den folgenden Satz: „An den Stil denke ich dabei nicht"; schon weniger den weiteren: „Gerade das mag wohl das Richtige sein"; die betreffenden Redactionen und Buchhändler werden oft ihre liebe Not mit seinen Manuskripten gehabt haben. Indessen das ist ihre Sache, und wenn Herr May seine Arbeitsmethode für richtig hält, so ist das die seine. Allerdings, wäre sie uns früher bekannt geworden, so hätten wir uns vor Jahren vielleicht den wohlge-

meinten Rat in der Köln. Volksztg. gespart, er möge doch in seinem eigenen Interesse seine Zeitschriftengeschichten gründlich kämmen, bevor sie in Buchform herauskommen.

Trotz den angeführten guten Eigenschaften der Mayschen Erzählungen ist es vollkommen begreiflich, wenn ernste Leute an denselben aus pädagogischen Gründen Anstoß nahmen. Neulich hieß es, seine Bücher sollten aus den Schülerbibliotheken der bayerischen Mittelschulanstalten ausgeschlossen werden, weil ihre ausschweifende Phantasie für die Jugend zu gefährlich sei. In seiner allgemeinen Fassung braucht man den Satz nicht zu unterschreiben. Gesunde Jungen mögen meinetwegen hier und da ein paar Stunden drin lesen; sie werden manches daraus lernen und in der nächsten Turn- oder Spielstunde geht ihnen das Zeug wieder aus dem Kopfe. Für einsame Kinder mit lebhafter Phantasie und Anlage zur Lesewut dagegen sollten es verbotene Früchte sein. Sie spinnen sich eine phantastische Traumwelt zusammen, die sie nicht mehr losläßt, hocken halbe Tage oder Nächte hinter ihrer Leiblektüre, zum Schaden ihrer Arbeitskraft, ihrer Gesundheit und ihre Gemütslebens.

Aber diese Frage spielt in dem um Karl May entbrannten Zeitungsstreit eine nebensächliche Rolle. Im Vordergrunde steht kaum glaublicher Weise die Erörterung, ob seine Münchhausiaden Wahrheit oder Dichtung seien. Ich mache ihm selbstverständlich keinen Vorwurf daraus, wenn er seinen Old Shatterhand aufschneiden läßt, daß sich die Balken biegen, das ist das Vorrecht der Ich-Erzähler. Aber wenn er versucht, aus seinem Lügenpeter einen Zeugen der Wahrheit zu machen, und wenn gute Leute ihm das glauben, dann ist das ein starkes Stück. K. May hat seine Gemeinde, seine Sekte, die auf ihn schwört. Kopfschüttelnd habe ich schon vor Jahren Berichte gelesen, wie er in dieser oder jener Stadt erscheint, seinen Getreuen Audienz erteilt, und diese tiefbeglückt aus dem Heiligtum zurückkehren. Man brauchte sich ja nicht darüber aufzuregen, wenn er sich einmal mit harmlosen Leuten einen Scherz erlaubte, aber er treibt das Geschäft systematisch, und da hört die Sache doch auf, schön zu sein.

In seinen „Leiden und Freuden", welche unterschiedliche, höchst malerisch kostümierte Portraits des großen Mannes zieren, bindet er dem verehrlichen Publikum die schönsten Bären auf. Als der Tag anbricht, mit dessen eingehender Beschreibung er uns erfreut, hat er schon sechzehn Stunden am Schreibtisch gesessen. Das ist nichts Ungewöhnliches, denn er schreibt „oft zwei, drei Nächte hintereinander, ohne dann am Tage schlafen zu können", denn am Tage kommen seine Verehrer. An dem betreffenden Tge erscheint punkt 7 Uhr ein Gymnasiast. Eine Stunde später die erste Post, dreißig Briefe, drei Pakete mit Manuskripten, denen er Verleger besorgen soll, und eine Kiste mit schlechtem Wein. Weiter erscheinen vier Kartonnagearbeiter als Deputierte einer Fabrik, deren sämtliche Arbeiter mit Begeisterung seine Bücher lesen, und „der Prinzipal spricht, sie wär´n een wahrer Segen für seine ganze Kartonnage". 9 Uhr Fortsetzung: die Fürstin J. mit ihren Prinzen, ein ausgezeichneter geistlicher Herr, mit dem er zur Bahn geht, da ihn ein gefälschtes Telegramm seines Kommissionärs nach Dresden berufen hat. Auf dem Wege wimmelt er noch zwei Besucher ab. In Dresden zerquetscht er dem Telegrammfälscher die Hand. Als er hereinkommt, erwartet ihn eine Dame in Trauer. Leider stellt sich heraus, daß sie geisteskrank ist, und Hr. May kann deshalb nicht umhin, sie einige Tage in seinem Hause unterzubringen – die Schilderung der weiteren Besuche dieses einen Tages wird man uns wohl erlassen.

Die ganze Schilderung ist eine einzige kolossale Selbstreklame. Nicht als ob wir glaubten, daß die unzähligen ihm erwiesenen Huldigungen, von denen K. May berichtet, einfach aus der Luft gegriffen wären. Es ist beispielsweise Thatsache, daß es „May-Klubs" giebt, und es mag auch Phantasten geben, die ihm wirklich Briefe mit Nachrichten über Bekehrungen usw. geschrieben haben, die seine Mordgeschichten bewirkt haben sollen. Herr May verlangt, in dieser Eigenschaft als Bekehrer durchaus ernst genommen zu werden. Durch „die Zuschriften, welche sich auf die religiösen,

ethischen und socialen Wirkungen seiner einfachen (!) Erzählungen beziehen," fühlt er sich „am tiefsten berührt"; in schwungvollen Sätzen preist er die „Macht des Gebetes," des Felsen, „auf den er sich so oft in der Not gerettet" habe, „und wenn seine Erzählungen hier und da Gutes bewirken, so habe er dies nächst Gott nicht sich, sondern den Gebeten seiner Leser zu verdanken". Aehnliche Töne schlägt er zuweilen in seinen Büchern an, und manchmal klingt die Weise ergreifend. Aber wir können uns nicht helfen: uns ist der Mann z u f r o m m . Wir glauben nicht an die Rede über den Primat des Papstes, welche er hinten im dunkelsten Asien eine alte Chaldäerin halten läßt, und ebenso wenig an das Marienlied, „unter dessen Klängen Winnetou (sein Busenfreund, der „hochragende Häuptling der Apachen") in seinen Armen die Augen schloß", und mit dessen Abdruck er seine eigene Verherrlichung schließt. Ein so tieffrommer Mann, wie Herr May sich vorstellt, sollte etwas weniger eitel sein wie er, sich nicht (wie in einem Brief in der Pfälzer Ztg. vom 16. Juni berichtet) zustimmend bescheinigen lassen: „Sie schreiben nicht Reiseerzählungen, sondern Predigten an die Völker" – der ganze Brief datiert aus „Bischari-Lager sechs Reitstunden von Schallal in Nubien entfernt, 6. Juni 1899," ist überhaupt für seine Selbsteinschätzung sehr bezeichnend – keine Ausfälle machen gegen „hölzernen Reisewerke, welche außer von einigen Geographen sonst von niemanden beachtet werden," nicht Gebete und Predigten mitten in tolle Mordgeschichten allerblutrünstigster Art hineinmengen und sich vor pathetischen Redensarten hüten wie: „Ueber meine Bücher sitzt Gott allein zu Gericht; einen anderen Richter erkenne ich nicht an;" endlich – und das ist die Hauptsache – sollte dieser Völkerprediger seinen Lesern nicht zumuten, Dinge, gegen welche Stanleys und Nansens Gefährnisse zusammen genommen die reinste Lumperei sind, als meist „Selbsterlebtes und Selbstgesehenes" zu verdauen.

Wir sind uns wohl bewußt, daß wir mit diesen kritischen Zeilen bei manchen guten Leuten in ein Wespennest stechen. Daran sind wir gewöhnt. Unser Feldzug gegen Taxil & Co. hat auch bei einigen frommen Seelen Aergernis erregt. Später hat man uns gedankt. Herrn May mit dem Pariser Schwindler auf dieselbe Stufe zu stellen, fällt uns nicht ein, aber im Punkte der ausschweifenden Phantasie, verbunden mit der Zumutung, man solle ihnen das Zeug glauben, haben sie etwas Verwandtes. Es bleibt jedermann unbenommen, sich von ihm blauen Dunst vormachen zu lassen, aber es könnte der Tag kommen, wo man wünschen wird, nicht mit von der Kompagnie gewesen zu sein. Herrn May aber würden wir, wenn an einen Erfolg zu denken wäre, den guten Rat geben, er möge darauf verzichten, Jules Verne und den Apostel Paulus in einer Person darzustellen, sich auf das erstere Genre zu beschränken und dabei, wenn eben möglich, seinen Stil zu verbessern. Sonst wird an von ihm sagen: Schade um den Mann, es hätte etwas Tüchtiges aus ihm werden können.

Ein ergötzlicher Streit,

aber mit ernsten Hintergrund, hat sich in einer Reihe von Blättern über Hrn. Karl May, alias Old Shatterhand, alias Kara ben Nemsi Effendi erhoben, den Verfasser unzähliger Abenteurerromane, die sich in Familienblättern und Buchausgaben einen ungeheueren Leserkreis, und nicht bloß unter der Jugend, erobert haben. Der Held dieser Ich-Erzählungen, nämlich Hr. May selbst, geboren zu Hohenburg (sic!) in Sachsen am 25. Februar 1842, kennt alle Weltteile – irren wir nicht mit Ausnahme von Australien – wie seine Tasche, und die unzugänglichsten Länder am besten, das Land des verflossenen Mahdi wie das wilde Kurdistan, die Cordilleren und China, die Sahara wie die nordamerikanischen Savannen; über die arabischen Haddedihn kommandier er ebenso unbeschränkt wie über die edelen Apachen seines Busenfreundes Winnetu (sic!), des „roten Gentleman". Ihm kann keiner! Viele Dutzend Male ist er so gut wie tot gewesen, krumm geschlossen in den Händen seiner Todfeinde, in Grabgewölben eingesperrt, an den Marterpfahl gebunden, in der Wüste verirrt, aber immer wieder kommt er

glücklich durch, macht die unzähligen Dummheiten wieder gut, durch die seine Freunde ihn in die Patsche gebracht haben – er selbst ist solchen menschlichen Schwächen nur selten unterworfen – rettet zahllosen Menschen das Leben, siegt in allen Kämpfen, wo bei (es?) auf die Zahl der Gegner meist nicht viel ankommt, schießt sie aber aus Menschenfreundlichkeit lieber in die Beine als durch den Kopf; seine Silberbüchse, sein Bärentöter und sein Henrystutzen verfehlen nie und nimmer ihr Ziel, mit gleich tödlicher Sicherheit handhabt er Tomahawk, Messer und Lasso, und reiten kann er, daß Buffalo Bill rot vor Scham und gelb vor Neid werden möchte.

Wir fügen gerne bei, daß Herr May keine bloßen Schauerromane schreibt. Er ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen auf ethnographischem, geographischem und sprachlichem Gebiete, hat bedeutendes Erfindungsvermögen, schildert zuweilen mit plastischer Anschaulichkeit und besitzt eine gute Portion Humor. An Handlung ist kein Mangel, im Gegeteil, an Spannung ebenso wenig, und in sittlicher Beziehung sind Einwendungen nicht zu erheben. Von der Befriedigung künstlerischer Anforderungen freilich ist wenig die Rede. Die Aufschneidereien des stehenden Helden sind kolossal, die ewigen Wiederholungen ähnlicher Abenteuer wirken auf die Dauer sehr ermüdend, und die Diktion, besonders die Gesprächsführung, ist vielfach nachlässig im höchsten Grade. Wenn Herr May in seiner kuriosen Selbstbeschreibung (Freuden und Leiden eines Vielgelesenen, im Deutschen Hausschatz, 23. Jahrgang Nr. 2) erzählt: „Ich setze mich des Abends an den Tisch und schreibe, schreibe in einem fort, lege Blatt zu Blatt und stecke am anderen Tage die Blätter, ohne sie wieder anzusehen, in ein Couvert, welches mit der Post fortgeht“, so ist man versucht, ihm das zu glauben. Desgleichen den folgenden Satz: „An den Stil denke ich dabei nicht“; schon weniger den weiteren: „Gerade das mag wohl das Richtige sein“; die betreffenden Redactionen und Buchhändler werden oft ihre liebe Not mit seinen Manuskripten gehabt haben. Indessen das ist ihre Sache, und wenn Herr May seine Arbeitsmethode für richtig hält, so ist das die seine. Allerdings, wäre sie uns früher bekannt geworden, so hätten wir uns vor Jahren vielleicht den wohlgemeinten Rat in der Köln. Volksztg. gespart, er möge doch in seinem eigenen Interesse seine Zeitschriftengeschichten gründlich kämmen, bevor sie in Buchform herauskommen.

Trotz den angeführten guten Eigenschaften der Mayschen Erzählungen ist es vollkommen begreiflich, wenn ernste Leute an denselben aus pädagogischen Gründen Anstoß nahmen. Neulich hieß es, seine Bücher sollten aus den Schülerbibliotheken der bayerischen Mittelschulanstalten ausgeschlossen werden, weil ihre ausschweifende Phantasie für die Jugend zu gefährlich sei. In seiner allgemeinen Fassung braucht man den Satz nicht zu unterschreiben. Gesunde Jungen mögen meinetwegen hier und da ein paar Stunden drin lesen; sie werden manches daraus lernen und in der nächsten Turn- oder Spielstunde geht ihnen das Zeug wieder aus dem Kopfe. Für einsame Kinder mit lebhafter Phantasie und Anlage zur Lesewut dagegen sollten es verbotene Früchte sein. Sie spinnen sich eine phantastische Traumwelt zusammen, die sie nicht mehr losläßt, hocken halbe Tage oder Nächte hinter ihrer Leiblektüre, zum Schaden ihrer Arbeitskraft, ihrer Gesundheit und ihre Gemütslebens.

Aber diese Frage spielt in dem um Karl May entbrannten Zeitungsstreit eine nebensächliche Rolle. Im Vordergrunde steht kaum glaublicher Weise die Erörterung, ob seine Münchhausiaden Wahrheit oder Dichtung seien. Ich mache ihm selbstverständlich keinen Vorwurf daraus, wenn er seinen Old Shatterhand aufschneiden läßt, daß sich die Balken biegen, das ist das Vorrecht der Ich-Erzähler. Aber wenn er versucht, aus seinem Lügenpeter einen Zeugen der Wahrheit zu machen, und wenn gute Leute ihm das glauben, dann ist das ein starkes Stück. K. May hat seine Gemeinde, seine Sekte, die auf ihn schwört. Kopfschüttelnd habe ich schon vor Jahren Berichte gelesen, wie er in dieser oder jener Stadt erscheint, seinen Getreuen Audienz erteilt, und diese tiefbeglückt aus dem Heiligtum zurückkehren. Man brauchte sich ja nicht darüber aufzuregen, wenn er sich einmal mit harmlosen Leuten einen Scherz erlaubte, aber er treibt das Geschäft systematisch, und da hört die Sache doch auf, schön zu sein.

In seinen „Leiden und Freuden“, welche unterschiedliche, höchst malerisch kostümierte Portraits des großen Mannes zieren, bindet er dem verehrlichen Publikum die schönsten Bären auf. Als der Tag anbricht, mit dessen eingehender Beschreibung er uns erfreut, hat er schon sechzehn Stunden am Schreibtisch gesessen. Das ist nichts Ungewöhnliches, denn er schreibt „oft zwei, drei Nächte hintereinander, ohne dann am Tage schlafen zu können“, denn am Tage kommen seine Verehrer. An dem betreffenden Tge erscheint punkt 7 Uhr ein Gymnasiast. Eine Stunde später die erste Post, dreißig Briefe, drei Pakete mit Manuskripten, denen er Verleger besorgen soll, und eine Kiste mit schlechtem Wein. Weiter erscheinen vier Kartonnagearbeiter als Deputierte einer Fabrik, deren sämtliche Arbeiter mit Begeisterung seine Bücher lesen, und „der Prinzipal spricht, sie wär´n een wahrer Segen für seine ganze Kartonnage“. 9 Uhr Fortsetzung: die Fürstin J. mit ihren Prinzen, ein ausgezeichneter geistlicher Herr, mit dem er zur Bahn geht, da ihn ein gefälschtes Telegramm seines Kommissionärs nach Dresden berufen hat. Auf dem Wege wimmelt er noch zwei Besucher ab. In Dresden zerquetscht er dem Telegrammfälscher die Hand. Als er hereinkommt, erwartet ihn eine Dame in Trauer. Leider stellt sich heraus, daß sie geisteskrank ist, und Hr. May kann deshalb nicht umhin, sie einige Tage in seinem Hause unterzubringen – die Schilderung der weiteren Besuche dieses einen Tages wird man uns wohl erlassen.

Die ganze Schilderung ist eine einzige kolossale Selbstreklame. Nicht als ob wir glaubten, daß die unzähligen ihm erwiesenen Huldigungen, von denen K. May berichtet, einfach aus der Luft gegriffen wären. Es ist beispielsweise Thatsache, daß es „May-Klubs“ giebt, und es mag auch Phantasten geben, die ihm wirklich Briefe mit Nachrichten über Bekehrungen usw. geschrieben haben, die seine Mordgeschichten bewirkt haben sollen. Herr May verlangt, in dieser Eigenschaft als Bekehrer durchaus ernst genommen zu werden. Durch „die Zuschriften, welche sich auf die religiösen, ethischen und socialen Wirkungen seiner einfachen (!) Erzählungen beziehen,“ fühlt er sich „am tiefsten berührt“; in schwungvollen Sätzen preist er die „Macht des Gebetes,“ des Felsen, „auf den er sich so oft in der Not gerettet“ habe, „und wenn seine Erzählungen hier und da Gutes bewirken, so habe er dies nächst Gott nicht sich, sondern den Gebeten seiner Leser zu verdanken“. Aehnliche Töne schlägt er zuweilen in seinen Büchern an, und manchmal klingt die Weise ergreifend. Aber wir können uns nicht helfen: uns ist der Mann zu fromm. Wir glauben nicht an die Rede über den Primat des Papstes, welche er hinten im dunkelsten Asien eine alte Chaldäerin halten läßt, und ebenso wenig an das Marienlied, „unter dessen Klängen Winnetou (sein Busenfreund, der „hochragende Häuptling der Apachen“) in seinen Armen die Augen schloß“, und mit dessen Abdruck er seine eigene Verherrlichung schließt. Ein so tieffrommer Mann, wie Herr May sich vorstellt, sollte etwas weniger eitel sein wie er, sich nicht (wie in einem Brief in der Pfälzer Ztg. vom 16. Juni berichtet) zustimmend bescheinigen lassen: „Sie schreiben nicht Reiseerzählungen, sondern Predigten an die Völker“ – der ganze Brief datiert aus „Bischari-Lager sechs Reitstunden von Schallal in Nubien entfernt, 6. Juni 1899,“ ist überhaupt für seine Selbsteinschätzung sehr bezeichnend – keine Ausfälle machen gegen „hölzernen Reisewerke, welche außer von einigen Geographen sonst von niemanden beachtet werden,“ nicht Gebete und Predigten mitten in tolle Mordgeschichten allerblutrünstigster Art hineinmengen und sich vor pathetischen Redensarten hüten wie: „Ueber meine Bücher sitzt Gott allein zu Gericht; einen anderen Richter erkenne ich nicht an;“ endlich – und das ist die Hauptsache – sollte dieser Völkerprediger seinen Lesern nicht zumuten, Dinge, gegen welche Stanleys und Nansens Gefährnisse zusammen genommen die reinste Lumperei sind, als meist „Selbsterlebtes und Selbstgesehenes“ zu verdauen.

Wir sind uns wohl bewußt, daß wir mit diesen kritischen Zeilen bei manchen guten Leuten in ein Wespennest stechen. Daran sind wir gewöhnt. Unser Feldzug gegen Taxil & Co. hat auch bei einigen frommen Seelen Aergernis erregt. Später hat man uns gedankt. Herrn May mit dem Pariser Schwindler auf dieselbe Stufe zu stellen, fällt uns nicht ein, aber im Punkte der ausschweifenden Phantasie, verbunden mit der Zumutung, man solle ihnen das Zeug glau-

ben, haben sie etwas Verwandtes. Es bleibt jedermann unbenommen, sich von ihm blauen Dunst vormachen zu lassen, aber es könnte der Tag kommen, wo man wünschen wird, nicht mit von der Kompagnie gewesen zu sein. Herrn May aber würden wir, wenn an einen Erfolg zu denken wäre, den guten Rat geben, er möge darauf verzichten, Jules Verne und den Apostel Paulus in einer Person darzustellen, sich auf das erstere Genre zu beschränken und dabei, wenn eben möglich, seinen Stil zu verbessern. Sonst wird an von ihm sagen: Schade um den Mann, es hätte etwas Tüchtiges aus ihm werden können.